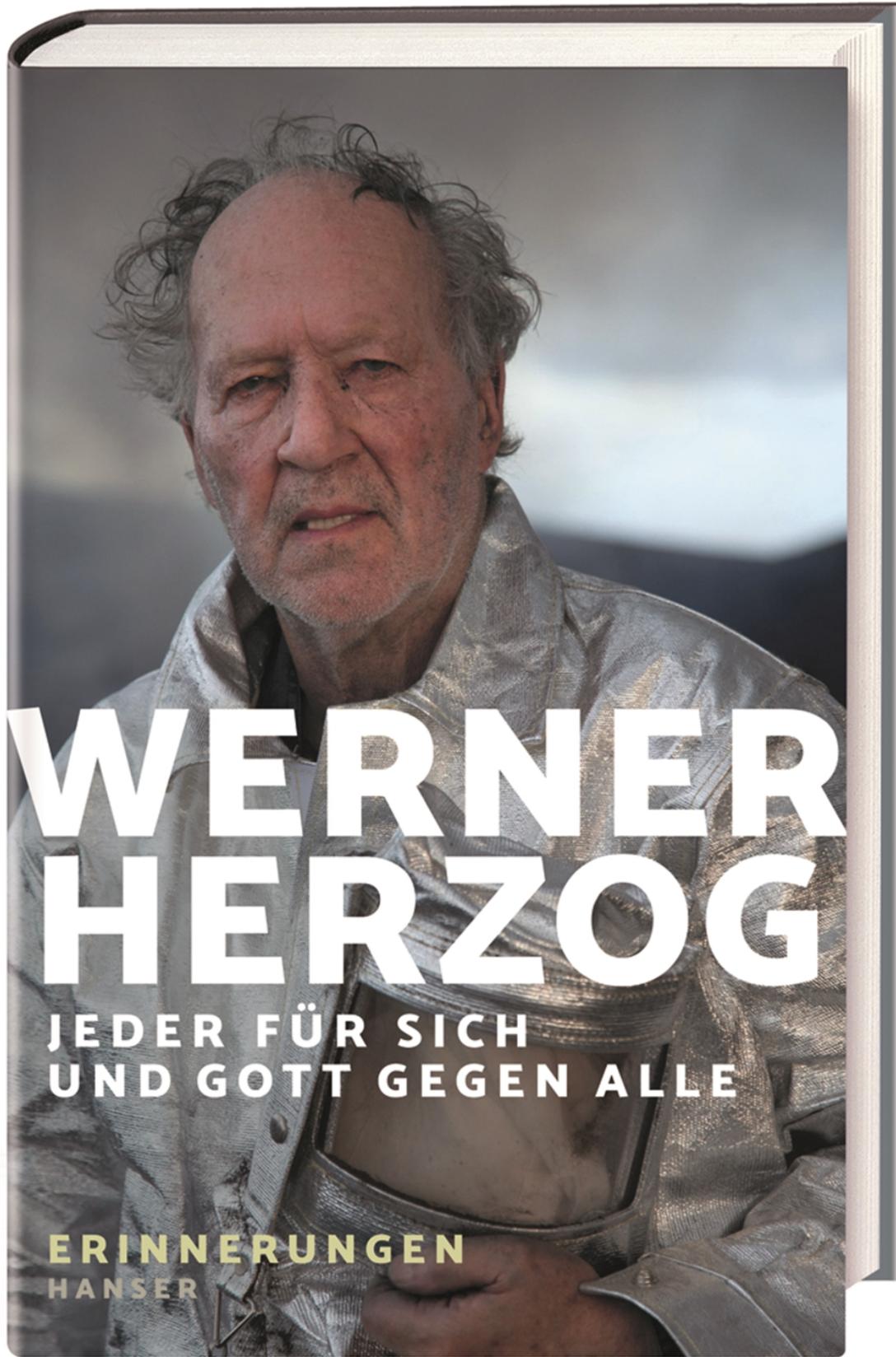


A close-up portrait of Werner Herzog, an elderly man with grey hair and a serious expression, wearing a silver, reflective space suit. The background is a blurred, light-colored sky. The text is overlaid on the lower half of the image.

WERNER HERZOG

JEDER FÜR SICH
UND GOTT GEGEN ALLE

ERINNERUNGEN
HANSER



WERNER HERZOG

JEDER FÜR SICH
UND GOTT GEGEN ALLE

ERINNERUNGEN
HANSER

Über das Buch

Zum 80. Geburtstag: die Lebenserinnerungen des großen Filmemachers Werner Herzog

Werner Herzogs lang erwartete Erinnerungen erzählen ein Jahrhundertleben, wie es nicht einmal in einen seiner eigenen berühmten Filme passen würde. Ein immerzu hungriger Junge, mit der Mutter aus dem bombardierten München in ein bitterarmes Nest in den Alpen geflohen. Ein Jugendlicher, der ganz allein lostrampt und bald darauf im hintersten Ägypten im Fieberwahn auf den Tod wartet. Ein Liebender, ein Enthusiast, ein Getriebener: Ein Mann, der mitten im Dschungel leise auf den tobenden Klaus Kinski einredet, ein Mann, der weinend um seinen Freund Bruce Chatwin an dessen Sterbebett sitzt. Wüst und sanft, voller Lebensgier und Staunen über unsere Welt ist dieses Buch ein literarisches Ereignis.



Werner Herzog

Jeder für sich und Gott gegen
alle
Erinnerungen

Hanser

Enkidu seufzte bitterlich und sagte:

»Gilgamesch, der Wachmann im Wald schläft nie.«

Gilgamesch antwortete: »Wo ist der Mann,
der zum Himmel emporklimmen kann?«

Vorwort

Ursprünglich sollte mein Film *Aguirre, der Zorn Gottes* so enden: Das Floß der spanischen Eroberer hat bloß noch Tote an Bord, als es die Mündung des Amazonas erreicht, nur ein sprechender Papagei ist noch am Leben. Als die Flut des Atlantiks das Floß wieder in den gewaltigen Strom zurücktreibt, schreit der Papagei ohne Ende »Eldorado, Eldorado«. Erst beim Drehen fand ich eine viel schönere Lösung: Das Floß ist von Hunderten kleiner Affen überrannt, und Aguirre fantasiert ihnen etwas von seinem neuen Weltreich vor. Jüngst stieß ich auf eine unverbürgte Darstellung vom Ende des historisch verbürgten Aguirre. Von allen verlassen, nachdem er seine eigene Tochter ermordet hat, damit sie seine Schande nicht sehen muss, befiehlt er seinem letzten Getreuen, ihn zu erschießen. Der legt mit seiner Muskete an und schießt Aguirre mitten in die Brust. »Das war nichts«, sagt Aguirre. Er befiehlt, noch einmal anzulegen. Der Getreue trifft ihn ins Herz. »Das sollte genügen«, sagt Aguirre und stürzt tot um.

Ich bin mir sicher, dass mit den Affen die schönste aller Alternativen den Film beendet, aber ich frage mich, wie viele Möglichkeiten, wie viele nicht gelebte Alternativen ich selbst ständig hatte, nicht nur bei der Erfindung von Geschichten, sondern im Leben selbst, ohne dass sie Wirklichkeit wurden, oder erst viele Jahre später.

Den Titel dieses Buches habe ich schon einmal für meinen Kaspar-Hauser-Film verwendet, aber fast niemand war in der Lage, ihn korrekt wiederzugeben. Ich mache hier einen zweiten Versuch. Möglich, dass er zu sehr nach mir als einem einsamen Einzelkämpfer klingt. Tatsache ist, dass ich fast immer Mitarbeiter um mich hatte, Familie, Frauen. Von ihnen allen, außer ganz wenigen, wird man in diesem Buch nichts erfahren. Sie alle waren ausnahmslos selbständig, stark, schön und intelligent. Ich wäre nur ein Schatten meiner selbst ohne sie.

Wohin hat einen, mich, das Schicksal verschlagen? Wie hat es dem Leben immer neue Wendungen gegeben? Vieles, sehe ich, ist aber auch konstant — eine Vision, die mich nie verlassen hat, und wie bei einem guten Soldaten auch das Gefühl für Pflicht, Loyalität, Courage. Ich wollte immer Außenposten halten, die von allen anderen schon fluchtartig verlassen worden sind. Wie viel war vorhersehbar? Von dem japanischen Soldaten Hiroo Onoda, der sich erst neunundzwanzig Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs ergab, erfuhr ich, dass man bei abendlichem Licht eine Gewehrkugel, gezielt auf einen abgefeuert, wie ein Leuchtspurgeschoss erkennen kann. Man kann dann die Zukunft für einen Moment sehen.

Ich fand mich gerade mitten im Schreiben am Ende dieses Buches. Ich blickte hoch, weil ich vor dem Fenster etwas aufblitzen sah, etwas, was auf mich zuschoss, kupfern und hellgrün glänzend. Es war aber keine verirrte Feindkugel, sondern ein Kolibri. Ich entschloss mich in diesem Moment, nicht weiterzuschreiben. Der letzte Satz bricht einfach dort ab, wo ich gerade angekommen war.

Sterne, das Meer

Gegen Mittag endete das Weinen der Frauen. Einige hatten geschrien und sich an ihren Haaren gerissen. Als sie fort waren, ging ich hin. Es war ein kleiner Steinbau beim Friedhof, im Ort Chora Sfakion an der Südküste Kretas, nur ein paar Häuser auf den steilen Felsen verstreut. Ich war sechzehn Jahre alt. Eine Tür zu der winzigen Aussegnungshalle gab es nicht. Im Halbdunkel innen sah ich zwei Tote nebeneinander, so nahe, dass sie sich berührten. Es waren zwei Männer. Später erfuhr ich, dass sie sich in der Nacht gegenseitig getötet hatten; es gab in dieser abgelegenen, archaischen Gegend noch Blutrache. Ich erinnere mich nur an das Gesicht des Toten, der rechts lag. Es war bläulich wie Flieder und teilweise auch gelb. Auf den Nasenlöchern hatte er zwei sehr große Bäusche aus Watte, die von altem Blut getränkt waren. Eine Schrotladung hatte ihn in die Brust getroffen.

Bei Einbruch der Nacht fuhr ich aufs Meer hinaus. Ich arbeitete für ein paar Nächte auf einem Fischerboot; es mussten die wenigen Nächte um Neumond herum sein, wenn kein Mond schien. Ein Boot zog sechs Kähne, *lampades*, ins offene Meer hinaus, jeder mit nur einer Person bemannt. Dort wurden wir über einen Kilometer hinweg verteilt abgekoppelt und alleine gelassen. Die See war spiegelglatt, keine Wellen, das Wasser wie Öl. Dazu

eine ungeheure Stille. Jeder Kahn hatte eine große Karbidlampe, die in die Tiefe des Meeres hineinleuchtete. Das Licht lockte Fische an und vor allem Tintenfische. Man angelte sie mit einer eigentümlichen Technik. Am Ende der Angelschnur war ein helles Stück Wachspapier befestigt, etwa in Form und Größe einer Zigarette. Das lockte die Tintenfische an, sie umfassten ihre vermeintliche Beute mit ihren Saugarmen. Damit sie sich besser festhalten konnten, war am Ende des leuchtenden Köders ein Kranz mit Drahtborsten befestigt. Man musste genau wissen, wie tief der Köder ins Wasser gesunken war, denn in dem Moment, in dem die Kalmare aus dem Wasser gehoben wurden, ließen sie sofort ihre Beute los und sich zurück ins Meer fallen. Die letzte Armlänge Leine musste man so beschleunigen, dass die Tintenfische mit einem Schwung im Kahn landeten.

Die ersten Stunden der Nacht wurden in reglosem Warten verbracht, bis irgendwann der künstliche Mond der Lampe seine Wirkung tat. Über mir war der Dom des Weltalls, Sterne wie zum Greifen, alles schaukelte mich sanft in einer Wiege der Unendlichkeit. Und unter mir, von der Karbidlampe hell erleuchtet, war die Tiefe des Ozeans, als setzte sich die Kuppel des Firmaments mit ihm zu einer Sphäre zusammen. Anstelle von Sternen waren dort überall silbern blitzende kleine Fische. Eingebettet in ein Weltall ohnegleichen, oben, unten, überall, in dem es allen Geräuschen den Atem verschlagen hatte, fand ich mich selbst auf einmal in einem unfassbaren Staunen wieder. Ich war mir sicher, dass ich hier und jetzt alles wusste. Mein Schicksal war mir offenkundig. Und ich wusste auch, dass

es nach so einer Nacht kaum möglich sein würde, jemals älter zu werden. Ich war mir völlig sicher, ich würde mein achtzehntes Lebensjahr nicht erreichen, weil es, von solcher Gnade erleuchtet, niemals wieder gewöhnliche Zeit für mich geben konnte.

El Alamein

Vor einiger Zeit fand ich in Unterlagen eine Postkarte meiner Mutter, datiert auf den 6. September 1942, mit Bleistift geschrieben. Die Briefmarke mit dem Portrait von Adolf Hitler ist bereits mit aufgedruckt. Der Stempel ist klar erkennbar: *München, Hauptstadt der Bewegung*. Die Karte ist adressiert an *Herrn Prof. Dr. R. Herzog u. Fam. in Großhesselohe vor München*. An meinen Großvater Rudolf Herzog also, den Patriarchen der Familie. Meinen Vater benachrichtigte meine Mutter offensichtlich nicht.

»Lieber Vater«, schreibt sie an meinen Großvater. »Ich teile Dir mit, dass ich gestern Abend einen Sohn geboren habe. Er soll den Namen Werner tragen. Mit schönen Grüßen, Liesel.« Mein Name, Werner, war ein Akt der Auflehnung gegen meinen Vater, der für mich den Namen Eberhard bestimmt hatte. Mein Vater war zum Zeitpunkt meiner Geburt als Soldat in Frankreich, nicht etwa an irgendeiner Front, sondern, weil er sich zu drücken verstand, in der Etappe, wo der Nachschub verteilt wurde, vor allem die Nahrungsmittel. Gezeugt hatte er mich während seines letzten Urlaubs vom Kriegsgeschehen kurz nach Neujahr. Meine Mutter fand später heraus, dass er die erste Hälfte seines Urlaubs von zehn Tagen zuvor bei einer Geliebten verbracht hatte und erst danach bei ihr auftauchte.

Ich wurde geboren genau vor dem entscheidenden Wendepunkt des Zweiten Weltkriegs. Im Osten versuchte die deutsche Wehrmacht Stalingrad einzunehmen, was innerhalb weniger Monaten zur katastrophalen deutschen Niederlage im Osten führen sollte, und in Nordafrika versuchte der deutsche General Rommel bis El Alamein vorzustoßen, was bald zu einem ähnlichen Debakel für das sogenannte Tausendjährige Reich führen würde. Später in meinem Leben, als ich dreiundzwanzig Jahre alt war und die USA Hals über Kopf verließ, weil ich meinen Visa-Status verletzt hatte und nach Deutschland ausgewiesen worden wäre, floh ich nach Mexiko, wo ich irgendwie Geld verdienen musste, um zu überleben. Ich arbeitete bei *Charriadas*, der mexikanischen Form des Rodeos, als eine Art Clown in der Arena, ritt auf jungen Stieren, obwohl ich zuvor noch nie auch nur auf einem Pferd gesessen hatte. Ich trat unter dem Künstlernamen *El Alamein* auf, weil niemand meinen Namen richtig aussprechen konnte und man mich der Einfachheit halber *El Aleman* nannte, *der Deutsche*. Ich aber bestand auf *El Alamein*, weil ich doch zum Ergötzen des Publikums bei jedem Auftritt schwer gebeutelt wurde, in stiller Erinnerung an die deutsche Niederlage in der Wüste Nordafrikas. Jeden Samstag konnte man diese Niederlage erneut bestaunen, besser gesagt die Verletzungen, die ich mir unweigerlich zuzog.

Nur zwei Wochen nach meiner Geburt wurde die Hauptstadt der Bewegung, München, von einem der frühen Luftangriffe getroffen. Meine Mutter lebte in einem kleinen Dachatelier mitten in der Stadt, in der Elisabethstraße 3. Dreizehn Jahre später würden wir in eine Pension im selben

Haus ziehen, nur ein Stockwerk tiefer, wo ich dann den Wüterich Klaus Kinski bei seinen Tobsuchtsanfällen kennenlernte. 1942 aber, noch vor meiner Erinnerung, wurden ringsum viele Gebäude dem Erdboden gleichgemacht, und auch das Haus, in dem ich gerade zu leben begonnen hatte, wurde stark beschädigt. Meine Mutter fand mich in meiner Wiege, bedeckt von einer dicken Schicht von Glasscherben, Ziegeln und Schutt. Ich war völlig unverletzt geblieben, meine Mutter aber, in ihrem Schrecken, nahm meinen älteren Bruder Tilbert und mich und verließ die Stadt und floh in die Berge nach Sachrang, dem abgelegensten aller Orte in Bayern, in einem schmalen Tal direkt an der Grenze zu Österreich gelegen. Dort wuchs ich auf. Meine Mutter kannte dort ein paar Menschen und fand durch sie eine Bleibe auf dem außerhalb des Dorfs gelegenen Bergerhof — nicht auf dem Hof selbst, sondern im sogenannten Austragshäuschen, einem winzigen daneben gelegenen Bau, in dem nach bayerischer Sitte das alte Bauernpaar sein Auskommen findet, nachdem es den Hof an den ältesten Sohn übergeben hat. Wir bewohnten das Untergeschoss, über uns war eine Flüchtlingsfamilie aus dem norddeutschen Hameln einquartiert.

Von meinem Vater und seiner Familie werde ich noch erzählen. Zuerst aber zur Familie meiner Mutter, den Stipetićs, die aus Kroatien stammten, ursprünglich aus dem dalmatinischen Split, und später nach Zagreb umgesiedelt waren, zu einer Zeit, in der die Stadt noch Agram hieß. Meine Vorfahren dort waren im 19. Jahrhundert hohe Verwaltungsbeamte und Militärs und mein Großvater ein

Major im habsburgischen Generalstab, den ich aber nie kennenlernte, weil er bereits starb, als meine Mutter erst achtzehn Jahre alt war. Ihren Erzählungen nach hatte er einen Hang zum surrealen Witz, zum Absurden. Zwei Jahre lang war er in Üsküp stationiert, dem heutigen Skopje, und trug dort die gesamte Zeit über immer nur einen Handschuh. Später, im Kaffeehaus in Wien, zog er vor dem Ober seine Offiziershandschuhe aus und hatte zum Erstaunen aller eine tief braungebrannte und eine schneeweiße Hand. Wie in rebellischer Auflehnung spielte er in voller Galauniform mit Straßenjungen Murmeln und tat sich mit bizarren, unmilitärischen Taten hervor. Dieser kroatische Teil meiner Familie war nationalistisch gesinnt, wollte die Unabhängigkeit Kroatiens von der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie. Diese Bestrebungen mündeten später in den Faschismus. Mit Unterstützung Hitlers übernahm in Kroatien ein *Poglavnik*, ein Führer, die Macht für drei Jahre, und erst bei Kriegsende war Schluss mit dem Spuk.

Meine Großmutter war eine Bürgerliche aus Wien, zu der meine Mutter nie ein inniges Verhältnis hatte, weil sie sich ihr Leben lang nicht für das Bürgertum erwärmen konnte. Ich kannte die Großmutter nur von wenigen Besuchen her, und in meiner Erinnerung ist nur lebendig, wie ich sie, ihrem Tod bereits nahe, mit meiner Mutter in einem Pflegeheim besuchte. Die Großmutter war verwirrt und bat mich um ein Glas Wasser, das ich am Waschbecken für sie füllte. »Eine Delikatesse«, wiederholte sie immer wieder, nahm kleine Schlucke, dankte mir immer wieder für die so außerordentliche Delikatesse.

Lotte, die jüngere Schwester meiner Mutter, geriet nach dieser österreichischen Großmutter und hatte daher wenig innere Nähe zu meiner Mutter. Lotte war eine durchaus warmherzige Frau mit zwei Kindern, einem Sohn und einer Tochter. Der Sohn, mein Cousin, ein paar Jahre älter als ich, mit dem ich mich gut verstand, spielte eine Rolle in einem dramatischen Moment meines Lebens, als ich mit dreiundzwanzig das erste Mal aus den USA zurück nach Deutschland kam. Meine erste große Liebe war dort zu Hause geblieben, aber zu dem Zeitpunkt war unser Verhältnis schon lange problematisch, weil ich in diesen Jahren eine rasante Entwicklung nahm, die ihr fremd war. Ich hatte sie kennengelernt, als ich im Betrieb ihrer Eltern, einer kleinen Metallfabrik, in Nachtschicht als Punktschweißer arbeitete. Damit hatte ich bereits in meiner Zeit auf dem Gymnasium angefangen, weil ich Geld für meine ersten Filmproduktionen brauchte. Vielleicht aus Verunsicherung, weil ich ihr bei meiner Abreise keine Verlobung angetragen hatte, heiratete sie während meiner Zeit in den USA meinen Cousin, ohne es mich wissen zu lassen. Bei meiner Rückkehr kam sie gerade erst von ihrer Hochzeitsreise zurück und brannte dennoch mit mir für ein paar Tage durch, aber weder sie noch ich hatten es in uns, das Geschehen zu wenden. Weil sie nicht direkt zu ihrem Mann, meinem Cousin, zurückwollte, brachte ich sie zu ihren Eltern, die mich mit ihren vier Söhnen erwarteten. Vielleicht waren es auch nur drei, meine Erinnerung bauscht sie zu einer echten Übermacht auf. Ich wollte meine Geliebte nicht einfach vor der elterlichen Haustür abladen, ich war bereit, mich zu stellen. Ihre Brüder,

kraftstrotzende bayerische Rohlinge, die alle Eishockey spielten, hatten die Drohung ausgesprochen, mich beim ersten Auftauchen umzubringen. Ihre Eltern stießen zu Recht ähnliche Drohungen aus. Ich aber fürchtete mich nicht und betrat ihr Haus. Mit meinem Cousin hatte ich am Tag zuvor eine merkwürdige Begegnung gehabt, meine Geliebte zwischen uns beiden Männern hin- und hergerissen. Ich bin mir noch heute sicher, dass es keine Handgreiflichkeiten gab, nicht die geringste Berührung, aber ich hatte danach dennoch ein geschwollenes Jochbein wie von einem heftigen Schlag. Erst vier Jahrzehnte später hatte ich bei einem Familiengeburtstag ein flüchtiges Treffen mit ihm, aber wir kamen uns nie wieder näher, obwohl wir es beide wollten.

Meine Geliebte bis zu dieser ersten Reise von mir in die USA stand später wie unter einem Fluch, zog das Unglück immer wieder an. Sie hatte zwei Kinder mit meinem Cousin, aber die Ehe ging in die Brüche. Auch weitere Verbindungen von ihr zu anderen Männern endeten unglücklich. Sie stürzte sich schließlich von der Großhesseloher Brücke hinab in den Tod. Auf alten Fotos von ihr und mir sehen wir stets vollkommen unbeschwert aus, von einer Leichtigkeit getragen, hinter der das kommende Unheil nicht zu ahnen war. Mich bedrückt noch heute, dass ich sie in meiner Zeit in den USA schon irgendwie verlassen hatte, ohne den Mut aufzubringen, offen mit ihr zu sein. Frauen waren in meinem Leben oft mit Dramen verbunden, was wohl daher kam, dass immer tiefe Gefühle eine Rolle spielten. Aber das grandiose Mysterium und die Agonie der Liebe habe ich nie ganz

verstanden. Ich hatte einfach fast nie oberflächliche Beziehungen. Der Dämon der Liebe hat mich vor sich hergetrieben, aber ohne Frauen wäre mein Leben ein Nichts gewesen. Manchmal stelle ich mir eine Welt vor, in der es keine Frauen gibt, nur Männer. Eine solche Welt wäre unerträglich, armselig, von einer Leere in die nächste taumelnd. Aber ich hatte auch viel Glück, vermutlich mehr, als ich verdient habe.

Meine Familie väterlicherseits bestand aus Akademikern. Ihre Wurzeln liegen im Schwäbischen, aber ein Zweig der Familie waren Hugenotten mit Namen de Neufville, die vermutlich Ende des 17. Jahrhunderts als französische Protestanten vor der Verfolgung nach Frankfurt geflohen waren. Mein weiter reichender Stammbaum hat mich nie sonderlich interessiert, aber ich erinnere mich, dass mein Vater Forschungen betrieb, denen zufolge wir mit dem Mathematiker Gauß sowie mit diversen anderen historischen Berühmtheiten und letztlich sogar mit Karl dem Großen verwandt sein sollten, doch gilt das statistisch gesehen vermutlich für die meisten Deutschen und Franzosen. In Wahrheit ging es meinem Vater mehr darum, uns Bedeutung zuzumessen, die wir aber nicht hatten. Einen meiner Halbbrüder, Ortwin, den ich kaum kenne und der sich in der Welt herumtrieb und für ein halb betrügerisches Branchenadressbuch arbeitete, trug mein Vater als *Forschungsreisender* in den Stammbaum ein, als handle es sich bei ihm um einen neuen Alexander von Humboldt. Der ältere dieser beiden Halbbrüder, Markwart, den ich etwas besser kenne — allerdings waren beide fürs Leben gezeichnet, weil sie anders als ich das Unglück

hatten, bei meinem Vater aufzuwachsen —, ist der Einzige von uns Geschwistern, der ein Studium abschloss. Er studierte katholische Theologie und schrieb seine Doktorarbeit über religionsphilosophische Deutungen der angeblichen Höllenfahrt Christi.

Ella, meine Großmutter väterlicherseits, eine große, stattliche Frau, die allein durch ihre Charakterstärke immer mehr in die Rolle eines Oberhaupts des gesamten Familienclans hineinwuchs, erlaubte mir einen tiefen Einblick in die Geschichte meiner Familie, oder besser gesagt, einen Tunnelblick, ein Bohrloch in die Tiefe des Lebens von lediglich zwei Personen, meiner Großmutter selbst und ihrer Großmutter, meiner Ururgroßmutter. Nur diese einzige Sonde in die Tiefe meines Stammbaums hat mich immer beschäftigt. Sie selbst schrieb Memoiren: *»Meinen Kindern und Enkeln«*, und darunter: *»So, so, neugierig seid Ihr und wollt wissen, wie der Großvater die Großmutter nahm.«* Darunter: *»Weihnachten 1891.«*

Die Erinnerungen meiner Ururgroßmutter gehen bis in das Jahr 1829 zurück. Sie wuchs in Ostpreußen auf. *»Mein liebes Töchterchen«*, schreibt sie, die Großmutter meiner Großmutter, *»als ich Dir im Sommer meine Erlebnisse und Erinnerungen aus der alten Heimat brieflich mitteilte, schriebst Du mir, Du würdest Dich freuen, wenn ich einige Geschichten aus meiner Kindheit, die ich Euch mitgeteilt, aufschreiben würde. Meine erste selbstbewusste Erinnerung reicht bis in mein drittes Jahr zurück. Ich denke, es muss 1829 gewesen sein. Da sehe ich mich in Gedanken in unserem Wohnzimmer in Schloss Gilgenburg. Meine Mutter, deren Züge mir aber nicht im Gedächtnis*

geblieben sind, sitzt auf einem Fenstertritt, da die Fenster ziemlich hoch vom Boden waren, auf ihrem Stuhl vor ihrem Nähtisch mit einer Handarbeit beschäftigt; ich klettere mühsam auf den Tritt und auf den Stuhl; hinter der Mutter stehend suche ich nach Kinderweise ihr Haar zu ordnen und zu streicheln. Dann kommt wieder ein Tag, der mir wie heute vor Augen steht und den ich nie vergessen werde — da bin ich im Schlafzimmer der Mutter, es ist vormittags, sie hat das Bett verlassen und liegt auf dem Sofa, ich spiele neben ihr; es muss wohl noch jemand im Zimmer sein, denn ich höre sagen: ›Sie ist ohnmächtig geworden‹, und höre nach Leuten rufen, die kommen, sie aufheben und aufs Bett legen. Dann höre ich rufen: ›Eine Kohlenpfanne, die Füße zu erwärmen.‹ Es wurden die Füße gerieben und gewärmt, aber es war vergebens, sie wurden nicht mehr warm. — Es war, wie ich später hörte, der erste Tag, an dem sie das Bett verlassen hatte nach der Geburt eines Söhnchens. Das Brüderchen war tot, und ich erinnere mich, dass ich gerufen wurde, um es mir anzusehen.«

»In Vaters Besitzungen«, schreibt sie — sie muss damals etwa sechs oder sieben Jahre alt gewesen sein —, »mit ihren großen Wäldern gab es zu damaliger Zeit auch noch viel wildes Getier. Wildschweine in großen Eichenwäldern und auch noch ziemlich viel Wölfe. Manchmal, wenn wir abends durch den Wald fahren, stutzten die Pferde, und wenn man sich umsah, funkelten im Gebüsch ein paar grünliche Augen. Jährlich wurde eine große Wolfsjagd abgehalten. Die Regierung hatte eine Belohnung für jeden Wolf ausgesetzt, der geschossen wurde. Solange es noch Wölfe gab, waren natürlich auch

noch Junge vorhanden. Die Förster fanden zuweilen auf ihren Streifzügen durch den Wald ein Wolfslager mit Jungen. Gingen die Alten dann des Abends auf Nahrung aus, holten die Förster die Jungen, steckten sie in einen Sack, kamen zu uns und schütteten sie im Zimmer bei uns aus, wo wir Kinder dann vor Vergnügen herumhüpften und mit den Wölfen spielten und sie neckten, dass sie laut aufheulten. Das Ende war ihr Tod. Ohren und Klauen wurden auf ein Stück Pappe geheftet, und ging diese mit einer Beglaubigung an die Regierung ab, wurde die Prämie ausgezahlt. Die Wölfe waren so dreist, dass sie manchmal bis in die Gärten kamen und sich eine Gans holten oder auch dem Schäfer ein Schaf aus der Herde. Meine Ziege (mit der ich innig befreundet war) ereilte auch dieses Schicksal. Den Hirten gelang es noch, mit Geschrei und dem Hund den Wolf zu verjagen, aber dem armen Tier war die Gurgel schon durchgebissen. Da Pferde und Vieh im Sommer zur Nacht in den Grasparken getrieben wurden, mussten auch Maßnahmen gegen die Wölfe getroffen werden. Wenn die Tiere abends vom Felde kamen, wurden sie mit einem übelriechenden Öl eingeschmiert, ich glaube, es wurde ›Franzosenöl‹ genannt, das den Wölfen sehr zuwider sein sollte. Dem Rindvieh am Kopf und zwischen den Hörnern, da sie sich bei der Verteidigung mit den Hinterteilen zusammenstellten und sich mit den Hörnern verteidigten. Den Pferden wurden Schwanz und Hinterteil eingeschmiert, da sie sich mit den Köpfen zusammenstellen und durch Ausschlagen der Hufe den Angriff der Wölfe abwehren. Trotzdem erinnere ich mich, dass ein Pferd des Morgens vorgeführt wurde, dem das Hinterteil ganz

zerrissen und zerfetzt war, so dass es abgestochen werden musste ...«

Den Bergerhof in Sachrang empfand ich genauso als mit Gefahren durchsetzte Idylle, bloß als eine, die die Katastrophen, die Verwerfungen und Flüchtlingsströme des Zweiten Weltkriegs erzwungen hatten. Noch bevor ich selbst in die Schule kam, erinnere ich mich, hüteten mein älterer Bruder Till und ich die Kühe des Lang'schen Bauernhofs. Wir kleinen Kinder waren mit dem Bauernsohn Eckart befreundet, der bei uns nur *der Butter* hieß, weil ihn sein ihn dauernd brutal verprügelnder Vater den Rahm zu Butter schlagen ließ. Das Kühehüten brachte uns das erste selbstverdiente Geld, es war fast nichts, aber es bestärkte uns in unserem Gefühl der Selbständigkeit. Möglich, dass wir sogar noch früher Geld verdienten, als wir, im selben Alter, mit einem Haflingerpferd Bier und Limo hinauf auf den Geigelstein brachten. Links war ein Tragerl Bier und rechts ein Tragerl Limonade auf dem Rücken des Pferdes festgezurrt, und wir stiegen den weiten Weg fast im Laufschrift hoch bis auf den Oberkaser, eine Alm oberhalb der bewirtschafteten Priener Hütte. Der Höhenunterschied von Sachrang aus ist wohl achthundert Meter, und wir waren barfuß, weil wir im Sommer keine Schuhe hatten. Schuhe gab es nur im Herbst und im Winter bis Ende April, und in den Monaten ohne *r*, Mai, Juni, Juli, August, hatten wir auch keine Unterwäsche unter den Lederhosen. Heute gibt es eine Straße den Berg hinauf, aber damals rannten wir auf einem steinigen Pfad hoch und schafften die Tour dennoch in einer Stunde und fünfzehn Minuten. Touristen brauchen heute dazu fast vier Stunden. Am Oberkaser

lebte eine Familie von Sennern, unter ihnen eine junge Frau, die Mare. Sie blieb als Einzige das ganze Jahr über dort, und es hieß, sie wolle mit dem Tal und den Menschen da unten nichts mehr zu tun haben, seit sie sich unten einmal verliebt hatte und verlassen worden war. Im Alter von einem Jahr hatte ihr Vater sie in einen Rucksack gesteckt und den Berg hochgetragen. Seitdem lebte sie dort oben und war nach ihrer Jugend in sechzig Jahren nur ein einziges Mal im Tal, weil sie eine Unterschrift für, glaube ich, eine Pensionszahlung leisten musste. Vor wenigen Jahren, kurz bevor sie starb, traf ich sie dort oben zusammen mit meinem jüngeren Sohn Simon. Sie war schon über neunzig Jahre alt und struppig und verwildert, obwohl sich Leute um sie kümmerten. Junge Männer von der Bergwacht, die in direkter Nachbarschaft eine Hütte hatten, sahen fast jeden Tag nach ihr. Einer von ihnen kämmte sie ab und zu, und es tat ihr gut, dass ein junger, starker Mann ihr Haar richtete. Sie überlebte Sommer und Winter, Regen und Stürme. Nicht allzu lange vor meinem Besuch bei ihr war die gesamte Sennhütte unter einer riesigen Lawine vollständig begraben worden, und die Männer von der Bergwacht hatten einen mehrere Meter tiefen senkrechten Schacht gegraben, bis sie die Mare lebend aus der noch weitgehend intakten Steinhütte herauszogen. Als ich sie traf, war gerade von einem sie rührend versorgenden Mann eine neue Heizung in ihre neue Hütte eingebaut worden, die sich je nach Temperatur automatisch ein- und ausschaltete, weil die Mare einmal fast erfroren in ihrem Bett gefunden worden war, und ein anderes Mal hatte sie sich mit brennendem Reisig selbst in

Brand gesteckt. Die für sie zuständigen Behörden in Aschau berieten eingehend, ob man sie in ein Pflegeheim bringen sollte, aber sie weigerte sich standhaft, und man entschied, dass sie dort sterben dürfe, wo sie immer ihre Heimat gehabt hatte. Die Mare erinnerte sich nur noch vage an die beiden Jungens, die siebzig Jahre zuvor immer wieder mit dem Haflinger zu ihr gekommen waren. Manchmal bei schlechtem Wetter hatten mein Bruder und ich dort oben am Berg im Heu geschlafen und waren dann ganz früh am Morgen aufgebrochen, weil wir erst das Pferd zurückbrachten und unsere fünfzig Pfennige kassierten, ehe wir in die Schule liefen.

Weil der Weg auf die Hochalm scharfe Steine hatte, die man oft unter den Grasbüscheln nicht sah, waren unsere Füße immer aufgeschürft und blutig. Im Sommer, durstig geworden, drangen wir in den Stall der Schreck-Alm ein, und mein Bruder machte sich an eine Kuh heran, die er rasch melken wollte. Es war aber eine Jungkuh, die so heftig nach ihm trat, dass er rückwärts aus dem Stall geflogen kam. Von dieser Zeit in Sachrang her kann ich noch heute eine Kuh melken, und ich erkenne die anderen Menschen, die es können, so wie man manchmal einen Rechtsanwalt erkennt oder einen Metzger. Mein Wissen vom Melken kam mir viel später einmal bei Astronauten zu Hilfe, die zusammen die Crew eines Spaceshuttles gebildet hatten. Die Vorgeschichte dazu war meine Faszination für eine Mission zur Erforschung des Jupiter, welche ungeheuer schwierig und von Rückschlägen geprägt war. Die Raumsonde Galileo wurde 1989 nach vielen Verzögerungen und Planänderungen von einer Raumfähre

aus tiefer ins All geschubst. Um die dazu nötige Geschwindigkeit zu erreichen, musste man die Sonde einmal um die Venus und zweimal um die Erde lenken, die Schwerkraft der beiden Planeten erzeugte einen Schleudereffekt. Dieses Unternehmen dauerte vierzehn Jahre, und am Ende der Mission, als die Sonde Galileo kaum noch über eigenen Treibstoff verfügte, entschloss sich die NASA 2003, sie mit ihrer letzten eigenen Kraft aus der Umlaufbahn eines der Jupitermonde herauszulenkten, um sie der Schwerkraft des Riesenplaneten preiszugeben. Man wollte den Jupitermond Europa, der von einer dicken Eisschicht überzogen ist und darunter vermutlich einen flüssigen Ozean und möglicherweise Formen von mikrobischem Leben enthält, nicht kontaminieren und ließ die Sonde Galileo darum in die Gase des Jupiter stürzen, wo sie als ultraheißes Plasma verglühte. Fast alle Wissenschaftler und Techniker, die an dem Unternehmen gearbeitet hatten, trafen sich zu diesem Sterben der Sonde im Mission Control Center im kalifornischen Pasadena, und ich hatte davon gehört. Ich wollte unbedingt dabei sein, weil ich wusste, dass viele der Beteiligten mit Champagner feiern würden, und viele, das sah ich voraus, würden trauern. Ich bekam keine Genehmigung, an dem Ereignis teilzunehmen, aber ich überkletterte den Maschendrahtzaun des Geländes, überwand jedoch die Wachmänner am Eingang in das Kontrollzentrum nicht. Ein Physiker, dem ich noch heute dankbar bin, erkannte mich, von den Sicherheitsleuten festgehalten, irgendwie und rief bei der Zentrale der NASA in Washington an. Dort waren durch reinen Zufall gerade die Entscheidungsträger in

einer Sitzung, und der Chef der Behörde selbst wurde herausgerufen, weil ich versprochen hatte, ihn höchstens sechzig Sekunden zu belästigen. Ich hatte Glück. Er hatte einige meiner Filme gesehen und gab einfach nur die Order durch: »Lasst den Wahnsinnigen mit seiner Kamera hinein.« Mich beeindruckte an diesem Tag besonders, wie fast alle Beteiligten weinten, und dass sehr plötzlich, als man die Signale der Sonde noch gut empfangen konnte, auf einmal bekanntgegeben wurde, dieser Moment jetzt sei der Tod der Mission. Obwohl die Signale weiter hereinkamen, hatte man im Voraus gerechnet, weil die Sonde noch zweiundfünfzig Minuten lang Daten funkte. So lange waren die Signale der bereits Toten, der Verglühten, noch unterwegs, bis sie auf der Erde ankamen.

Das führte mich zu weiteren Nachforschungen. In einem Archiv fand ich wunderbare Filmaufnahmen auf 16-mm-Zelluloid, die die Astronauten während ihrer Arbeiten auf der Shuttle-Mission gedreht hatten. Ich vermute, es waren die einzigen Filmaufnahmen in diesem Format, die Filmrollen waren noch vom Kopierwerk in Plastik eingeschweißt, niemand hatte etwas daraus gemacht. Schon damals beim Start der Sonde 1989 hatte es natürlich Videoaufnahmen gegeben, und davor hat es möglicherweise 8-mm-Filme aus dem Weltall, aber bei dieser einen Crew gab es einen Astronauten, der sich für Film interessierte und Begabung hatte. Von ihm stammte das meiste Material, aber auch andere Crew-Mitglieder hatten gefilmt. Ich erwähne diesen Piloten, weil er Material von außergewöhnlicher Schönheit gedreht hatte, das mich tief beeindruckte. Er war Testpilot auf allen existierenden

Flugzeugtypen der US-Luftwaffe und hatte als Kapitän auf einem Atom-U-Boot gedient.

Das Filmmaterial, wurde mir rasch klar, sollte zusammen mit Aufnahmen unter dem Eis der Antarktis das Rückgrat meines Science-Fiction-Films *The Wild Blue Yonder* bilden. Besser, die Aufnahmen sollten sich zu einer Story zusammensetzen, aus ihrer Eigendynamik heraus, fast wie von selbst. In der Geschichte sollten auch die Astronauten der Shuttle-Besatzung von damals auftauchen — sie waren ja inzwischen um sechzehn Jahre gealtert, aber laut meiner Story sollten sie mit so hoher Geschwindigkeit unterwegs gewesen sein, dass sich inzwischen auf der Erde 820 Jahre abgespielt hatten. Die Zeit war verzerrt. Sie kehren auf eine entvölkerte Erde zurück.

Es dauerte mehrere Monate, bis ich sie alle in Houston im Johnson Space Center treffen konnte. In einem großen Raum waren Stühle im Halbkreis aufgestellt, auf ihnen saßen die älter gewordenen Astronauten, als ich hineingeführt wurde. Ich wusste, dass sie alle hochqualifizierte Wissenschaftler waren, eine der beiden Astronautinnen war Biochemikerin, die andere Ärztin, einer der Männer einer der bedeutendsten Plasmaphysiker der USA — alles *No-Nonsense*-Professionelle. Als ich sie begrüßte, sank mir das Herz. Wie sollte ich diese Personen zu einer Darstellertätigkeit für einen wüst fantasierenden Science-Fiction-Film gewinnen? Ich erzählte ihnen knapp von meiner Herkunft aus den bayerischen Bergen und betrachtete dabei ihre Gesichter. Einer von ihnen, der Pilot, Michael McCulley, hatte klare, starke Züge, wie man sie aus Cowboyfilmen kennt. Ich sagte, eigentlich sei ich gar

kein Geschöpf der Filmindustrie, sondern jemand, der in der Nachkriegszeit gelernt habe, Kühe zu melken. Noch heute ist mir in spätem Schrecken klar, wie ich mich um Kopf und Kragen hätte reden können, aber trotzdem erwähnte ich, dass ich durch meine Arbeit mit Darstellern und Gesichtern oft Dinge, die in Personen ruhen, erkennen könne. Ich sei etwa meistens in der Lage gewesen, Menschen zu erkennen, die Kühe melken könnten. Ich wandte mich an McCulley und sagte: »Sir, ich bin mir sicher, Sie können Kühe melken.« Der schrie auf, schlug sich auf die Schenkel, machte mit den Fäusten die Bewegungen des Melkens. Ja, aufgewachsen auf einer Farm in Tennessee, hatte McCulley das gelernt. Ich will mir gar nicht vorstellen, in welchen Abgrund der Peinlichkeit ich mich begeben hätte, hätte ich falschgelegen. Aber das Eis war gebrochen, und alle Astronauten, die auch auf dem 16-mm-Film zu sehen waren, nahmen als Darsteller an meinem Film teil, um 820 Jahre gealtert.

Wir Kinder in Sachrang lernten, Forellen mit bloßen Händen zu fangen. Forellen flüchten sich beim Auftauchen von Menschen unter Steine oder die überhängende Grasböschung des Ufers und verharren dort reglos. Fühlt man mit zwei Händen zugleich vorsichtig nach ihnen und packt dann entschlossen zu, kann man sie tatsächlich fangen. Oft, weil wir hungrig waren, fingen wir am Morgen auf dem Schulweg am Prienbach entlang ein oder zwei Forellen, setzten sie in einem flach gegrabenen Seitenbecken in Gefangenschaft und nahmen sie später auf dem Rückweg mit. Meine Mutter briet sie dann in der Pfanne. Ich erinnere mich, wie sie sich frisch getötet und

ohne Kopf beim Braten krümmten. Manche, so sehe ich es vor Augen, hüpfen sogar in der Pfanne. Unser Leben spielte sich fast ausschließlich im Freien ab, und unsere Mutter warf uns ohne Umstände jeden Nachmittag für vier Stunden aus dem Haus, auch im kältesten Winter. Bei Einbruch der Dunkelheit standen wir dann frierend vor der Haustüre, voll Schnee in den Kleidern. Genau um fünf Uhr ging die Türe auf, und unsere Mutter kehrte ohne jedes Zeremoniell den Schnee mit einem Reisigbesen von uns ab, ehe wir hineindurften. Sie hielt das Draußensein für gesund, und wir hatten eine herrliche Zeit, vor allem, weil es wie bei uns fast nirgends im Dorf Väter gab, alles war in einem Zustand der Anarchie im besten Sinne. Ich, allen voran, war heilfroh, dass wir keinen Feldweibel zu Hause hatten, der uns sagte, wie wir uns zu benehmen hätten.

Alles erfuhren wir ohne Anleitung.

Ich erinnere mich an ein totes Kalb, das vom benachbarten Sturmhof stammte und am Waldrand im Schnee lag. Mindestens sechs Füchse zerrten an dem Kadaver, und als ich hinging, flohen sie. Als mein Bruder um das tote Kalb herum lief, floh auf einmal ein Fuchs aus dem Inneren der Bauchhöhle ins Freie, duckte sich und sprang in geduckter Haltung davon. Füchse haben dieses Geduckte in ihrem Lauf, wenn sie überrascht werden. Als ich viel später, 1982, zu Fuß, immer genau der Grenze um Deutschland folgend, auf einem Waldweg ging, roch ich plötzlich vor mir, weil der Wind von dort zu mir hin wehte, ganz deutlich einen Fuchs, und als ich um eine scharfe Kurve bog, war er nahe vor mir, ahnungslos, ruhig schnürend. Ich holte ihn ganz leise gehend fast ein, da

wandte er sich um und kauerte sich für einen Moment mit seinem hinteren Ende ganz tief, er schien zu horchen, ob sein stehengebliebenes Herz wieder zu schlagen beginne, und rannte erst dann davon, noch immer geduckt.

Nur im Herbst zur Brunftzeit der Hirsche musste man etwas vorsichtig sein. Ein Radfahrer wurde von einem wütenden Hirschen angefallen und flüchtete sich unter ein kleines Brückchen, wohin ihm der Wüterich folgte. Erst leere Konservendosen, die dort herumlagen und schepperten, vertrieben ihn. Es gab auch rätselhafte Begegnungen. Einmal, am helllichten Tage, mein Bruder ist Zeuge, war mit einem Mal der ganze Hang hinter unserem Häuschen voll von Wieseln, die alle in Richtung zum Bach hin rasten. Ich glaube nicht, das geträumt zu haben, obwohl das immer eine Erklärung sein kann. Wir hatten sonst allenfalls einmal ein einzelnes Wiesel gesehen, vielleicht auch zwei, damals aber müssen es viele Dutzend gewesen sein. Von Lemmingen kennt man diese Massenfluchten, nie in meinem Leben aber habe ich von so einem Verhalten bei Wieseln gehört. Einige von ihnen flohen zwischen die Stämme eines Holzstoßes, und ich wollte dort nachsuchen, aber ich fand keines von ihnen mehr. Die Umgebung war voller Rätsel. Auf dem Weg ins Dorf gab es auf der anderen Seite des Bachs einen Tannen-Hochwald, den Feenwald, den wir kaum je zu betreten wagten. In der Enge der Schlucht hinter dem Haus war ein Wasserfall, der eine Stufe hatte, bevor er in die Gumpen stürzte, die immer voll von eiskaltem, klarem Wasser war. Manchmal waren Baumriesen in dieses Wasserbecken gestürzt und gaben dem Ort etwas Urweltliches. Dort sah

ich den Sturm Sepp, wie er sich splitternackt badete und mit einer Wurzelbürste den ganzen Körper abschrubbte. Er wirkte nicht wie ein menschliches Wesen, vielmehr wie ein alter Baumriese, an dem Flechten im Wind wehten.